

Teil I

Kapitel 1 und 2

1 Nachtwache

„Halt an“, sagte sie und ihre Stimme klang so bestimmt, dass der Fahrer sofort auf die Bremse trat. Sie spähte durchs beschlagene Wagenfenster, rieb mit dem Ärmel ein rundes Loch Klarsicht frei. Das Haus war ihr schon auf der Hinfahrt aufgefallen. Es stand auf einer Anhöhe etwas ausserhalb des Dorfes, ein Turm fast, mit mehreren Stockwerken. An seinem schiefergedeckten Giebel war eine schmutzige Wolke hängen geblieben. Die Fenster ganz oben waren zugemagelt, weiter unten stand eines offen, und ein Vorhang wurde von heftigen Böen aus dem Innern des Hauses ins Freie gezerrt. Elisa konnte den Blick nicht von diesem flatternden Stück Stoff wenden, das an einzelnen Stellen eigentümlich hell aufblinkte, obwohl die Sonne sich an diesem düsteren Novembertag bedeckt hielt.

Der Kameramann riss sie aus ihren Betrachtungen.

„Können wir weiterfahren?“, rief er ungehalten. „Ich habe heute noch einen anderen Job!“

Elisa wandte sich ihm zu und sah, dass er ihr nicht wirklich böse war. „Ja“, rief sie nach vorn, „fahren wir weiter!“

Der Motor stotterte. Vergeblich drückte der Fahrer immer wieder das Gaspedal durch. Sie steckten fest. Draussen im jäh einsetzenden Regen sahen sie, dass die Räder tief eingesunken waren im weichen Grund aus Herbstlaub, Kuhmist und vollgesogenem Moos. Zu zweit schoben sie den Kleinbus an, beim dritten Versuch tat der Wagen einen Sprung nach vorn und kam auf festeren Boden zu stehen. Als sie weiterfuhren und der geschotterte Weg in die Strasse mündete, die Richtung Stadt führte, unterdrückte Elisa den Impuls, die Scheibe herunterzulassen, hinauszulehnen und zurückzuschauen, um das Turmhaus verschwinden zu sehen. Sie wollte ihre Leute nicht noch mehr verärgern. Sie zwang sich, an die Arbeit zu denken, an den Beitrag, den sie für das samstägliche Nachrichtenmagazin fertigmachen musste, an mögliche Schnitte, geeignete O-Töne. Der Kameramann sass neben ihr, in Schweigen gehüllt. Auf der hintersten Bank schlief der Tonmann noch immer. Der Fahrer suchte am Radio einen Sender, er zappte, bis ihm ein schon fast vergessener Sommerhit entgegenschwappte. Er drehte die Lautstärke auf und stiess den Kameramann an. „Okay so, Raffi? Keine Sorge, wir sind schon rechtzeitig zurück.“

Der Kameramann schwieg.

Der Fahrer stellte die Heizung an.

„Ist es bewohnt?“ fragte Afra, als Elisa ihr von dem Haus erzählte.

„Ich weiss nicht.“ Die Frage überraschte Elisa, sie hatte sie sich gar nicht gestellt.

Afra wandte sich wortlos wieder dem Schnittpult zu. Sie war mager, Elisa fand, dass sie in der Masse abmagerte, wie ihr Sohn fett wurde. Sie mochte das Kind nicht und jedes Mal, wenn Afra es mit ins Fernsehstudio brachte, hatte sie ein schlechtes Gewissen. Das Kind war fast schwarz. Afra war porzellanweiss, doch wenn sie ihren dunkel leuchtenden Sohn auf dem Arm hatte, wirkte sie blass, ja fast krank.

„Jetzt schau dir mal den Typen an“, sagte sie, und Elisa sah auf dem Monitor einen der Männer, die sie interviewt hatte, schlecht rasiert, mit fleckiger Haut.

„Den hätte man schminken müssen“, meinte Afra, begann grosszügig Filmmaterial wegzuschneiden, und Elisa hatte Mitleid mit ihm, dem letzten Landwirt der Gegend, der seltsam heiter Auskunft gegeben hatte über seinen Konkurs.

„Halt!“ unterbrach sie Afras schnelle Klicks, „nochmal zurück – hier, ja genau diese Szene, die Nahaufnahme, die brauchen wir. Da wird er persönlicher. Und von wegen Schminken – warum muss der Typ gut aussehen in unserem Beitrag? Schliesslich gehts ihm dreckig. Und Bauern sind ja auch keine Models.“

Afra brummte Unverständliches und zügelte ihr elektronisches Skalpell etwas. Das Bauernsterben – ein leidiges Thema, ein politischer Zankapfel, ein Feilschen um Subventionen und Identität. Im Grunde interessierte Elisa das alles nur am Rande. Sie hatte immer in der Stadt gelebt. Landschaft assoziierte sie mit Ferien und Ferien langweilten sie. Der Gedanke, dass das Turmhaus im grünen Nichts stand, war ihr unangenehm. Sie rieb sich die Augen.

„Was ist?“ fragte Afra, „du bist nicht bei der Sache. Lass uns eine Pause machen.“ Sie war die beste Cutterin im Haus, sie wusste das und nahm kein Blatt vor den Mund. Mit einer Geste, die keinen Widerspruch duldet, warf sie Elisa die Handtasche zu: „Komm!“

Gemeinsam gingen sie die den Gang hinunter zum Lift. Elisa mochte diese Gänge mit den rot gestrichenen Wänden, den Designerlampen, den Spiegeln an den Enden. Hier konnte man auftreten wie auf einem Laufsteg. Sich bewundern lassen. In der Kantine setzten die beiden Frauen sich mit einem Espresso ans Fenster. Draussen regnete es, und Afra erzählte Elisa von einem neuen Mann.

„Heute Nacht bei mir? Teewasser kocht schon. Marokko? China? Mongolei? Bitte antworten, A.“

Elisa lächelte und las das SMS noch einmal. Dann schaltete sie ihr Mobiltelefon aus. Sie wusste, das war nicht nur unhöflich, das war falsch. Ein SMS duldet keinen Aufschieber. Manchmal würde sie gern einen Brief schreiben, aber sie gab jedes Mal kurz nach der Anrede auf. Der Telegrammstil von SMS und E-Mail war ihr so geläufig, dass ihr ganze Sätze schwerfällig vorkamen, eine Zumutung für diejenigen, an die sie gerichtet waren. Armand erwartete keine Briefe, überhaupt schien er frei von Erwartungen. Er würde auch nicht enttäuscht sein, wenn sie sein exotisches Teesortiment und seine ebenso flinken wie

sanften Hände heute verschmähte. Er war die Gleichmut in Person. Wie konnte man so werden, so sein? Nicht zu berühren, nicht zu verletzen. Elisa dachte darüber nach, während sie stadtauswärts fuhr. Sie musste sich eingestehen, dass sie wenig von Armands Vergangenheit und fast nichts von seiner Kindheit wusste. Jahre bevor Elisa ihn kennengelernt hatte, waren Armands Eltern bei einem Autounfall ums Leben gekommen; Geschwister hatte er wie sie selbst keine. So schien er gänzlich frei von den familiären Banden, in die andere lebenslänglich verstrickt blieben. Ob ihm etwas fehlte? Ob sie, Elisa, ihm heute Abend fehlte? Hätte sie doch zu ihm fahren sollen?

Nur wenige Autos kamen ihr entgegen, einmal wurde sie von einem Cabriolet mit offenem Verdeck überholt; der Fahrer war dick verumumt, eine hochaufgetürmte turbanartige Kopfbedeckung liess ihn monströs erscheinen. Nach einer halben Stunde schaltete Elisa die Scheinwerfer ein, die Dämmerung verschluckte allmählich die Landschaft ringsum. Sie hatte Angst, als sie links abbog, und eine Weile auf einer schlecht beleuchteten Nebenstrasse fuhr. Sie hatte noch mehr Angst, als sie in den Feldweg einbog. Hier war es ganz dunkel und in der Ferne sah sie die Lichter des Dorfes – Lichter, die einem nichts nützten, wenn man auf die nachtkalte Erde niedergedrückt wurde, stumm vor Schreck, den übel riechenden Atem eines Fremden im Gesicht. Auf der Höhe des Hauses hielt Elisa an, stellte den Motor ab, machte die Scheinwerfer aus. Sie blickte hinüber. Im Erdgeschoss brannte Licht. Zwei Fenster waren schwach erleuchtet. Sie merkte, dass sie angespannt war, in ihren Armen schmerzten die Nerven, vibrierend wie Hochspannungsleitungen. Sie versuchte, sich zu entspannen. Das Auto, fest verriegelt, war ihr Kokon. Kein Geräusch drang von draussen in sein Inneres. Elisa sass etwa eine Stunde lang so und fragte sich hin und wieder, weshalb. Das Haus drüben, ein hoher Schatten, beruhigte sie. Schliesslich stieg sie aus, atmete tief die feuchte Nachtluft ein und überlegte, ob sie hinüber gehen sollte. Es erschien ihr gewagt. Überhaupt: Was wollte sie dort?

Elisa stieg in den Wagen, fuhr dorfwärts und parkierte vor dem Gasthaus. Das „Kreuz“ war klein, drinnen roch es muffig, der Stammtisch war bis auf den letzten Platz besetzt. In der Ecke sass ein junges Pärchen und trank Tee aus einer einzigen Tasse. Sie einen Schluck, er einen Schluck. Elisa bestellte Wein. Als die Wirtin ihr Glas und Karaffe hinstellte, fragte Elisa nach dem Turmhaus. „Das ist weder Turm noch Haus“, antwortete die Frau, „das ist ein Schandfleck. Eine Schande ist das. Für das ganze Dorf.“

Sie trug das grünlich blondierte Haar straff nach hinten gebunden und ihr Katzenmündchen schien nicht mehr preisgeben zu wollen. Sie verschwand hinter der Theke, macht sie am Zapfhahn zu schaffen, spülte energisch Gläser. Elisa nippte am Wein, er war sauer. Sie fühlte sich nicht unwohl im „Kreuz“, im Gegenteil. Sie war froh, nicht allein zu sein und doch in Ruhe gelassen zu werden. Sie hatte keine Lust, heimzufahren, keine Lust auf die Angst, die in der Nacht

wohnt. Doch dann hörte sie weit hinten im Kopf Armands Stimme, „bitte antworten“, und grub in ihrer Tasche nach dem Telefon.

„Sind Sie interessiert?“ fragte die Wirtin, die plötzlich vor ihr stand.

„Interessiert?“ wiederholte Elisa überrumpelt, „Sie meinen...“

„Ob sie es kaufen wollen, das Haus.“

Elisa verschluckte sich am Wein und hustete. „Vielleicht“, sagte sie dann so leichthin, dass sie selbst erstaunt war. „Zumindest würde ich es gern einmal ansehen.“

„Da gibts nicht viel zu sehen“, sagte die Frau, „das Haus gehört meiner Schwester, aber die ist über alle Berge. Wenn Sie interessiert sind, müssen Sie mit ihrem Mann reden.“

„Ein ander Mal“, erwiderte Elisa, zählte das Geld auf den Tisch und stand auf.

Die Wirtin liess nicht ab von ihr, sie kam mit vor die Tür und zeigte auf ein Haus schräg gegenüber, auf der anderen Strassenseite. „Dort wohnt er. Erbacher, Franz Erbacher.“

Dann zog sie sich grusslos in die matte Wärme der Gaststube zurück. Elisa ging zu ihrem Auto, startete und fuhr. Sie hielt nicht an, als sie auf der Höhe des Hauses war, ein flüchtiger Blick genügte. Dort stand es, noch immer waren die beiden Fenster erleuchtet. Zwei Augen. Nachts sieht es wach aus, dachte Elisa. Von einer plötzlichen Müdigkeit befallen, lenkte sie den Wagen stadtwärts. Sie fuhr an ihrer Ausfahrt vorbei, nahm den Westring. Armand.

„Du?“

Elisa lächelte. „Ich, ja. Tut mir leid, dass ich mich nicht gemeldet habe, ich war unterwegs.“

„Ich habe Besuch“, sagte Armand, ohne zu fragen, wo sie gewesen sei.

Er fragte fast nie. Elisa hörte eigenartige Töne aus dem Loft, das Armand mit zwei faulen Katzen bewohnte. Er berührte leicht ihre Wange – mit dem Handrücken, wie er es immer tat. „Sehen wir uns morgen?“

Sie nickte. Er schloss langsam die Tür und Elisa blieb noch einen Moment auf der dunklen Treppe stehen.

2 Uferlos

Sie lag in den Kleidern auf ihrem Bett, als sie erwachte. Durch das offene Fenster dröhnten die Kirchglocken von der anderen Seite des Flusses herüber. Sonntag. Der Fluss war nicht zu hören bei diesem Lärm. Elisa blieb widerwillig liegen. Ob die Macht der Glocken in einem angemessenen Verhältnis stand zur Zahl der Menschen, die den Gottesdienst besuchten? Elisa kannte niemanden, der sonntags zur Kirche ging. Nach endlosen Minuten wurde es still. Jetzt hörte sie den Fluss, mächtig auch er, angeschwollen vom Regen. Sie erinnerte sich an ein Interview, das sie vor Jahren in einer fernen Stadt mit einem Komponisten geführt hatte, der ebenfalls an einem Fluss wohnte. Manchmal, hatte

er ihr erzählt, habe er das Gefühl, dass der Fluss still daläge und die Ufer davonzögen. Und kürzlich, an einem Hochzeitsfest, hatte sich ein älterer Mann zu ihr gesetzt, um von seiner Motorradtour in den Staaten zu berichten. „Plötzlich“, hatte er gesagt und sich in den struppigen Bart gegriffen, „plötzlich merkte ich, dass nicht ich mich fortbewegte, sondern die Erde, sie drehte sich unter den Rädern meiner Harley.“

Elisa stand auf. Ihren eigenen Traum hatte sie vergessen. Da war etwas gewesen, aber sie hatte den letzten Zipfel davon losgelassen, bevor sie richtig wach war. Nur ein Gefühl war zurück geblieben, ein leichtes Gefühl. Armand. Sie empfand keinen Schmerz über seine Zurückweisung an der Wohnungstür, im Gegenteil, sie war erleichtert, ohne zu wissen warum. Sie würde ihm nicht von dem Turmhaus erzählen und ihn dafür auch nicht nach seinem nächtlichen Besuch fragen. Die Hochdruckdüse der Kaffeemaschine zischte, Elisa schmeckte schon den Milchschaum auf der Zunge, als in ihrer Handtasche das Telefon läutete.

„Elisa! Dein Beitrag gestern Abend – top. Ich wusste gar nicht, dass du dich für die Sache der Bauern engagierst.“

Elisa lächelte. Sie mochte die Art ihres Vaters, ohne Umschweife zur Sache zu kommen.

„Tu’ ich gar nicht“, antwortete sie, „das war eine Auftragsarbeit, musste im Ressort ‚Inland‘ einspringen. Wie gehts dir? Und Mam?“

„Gut, gut. Wir gehen Skilaufen, sind schon auf der Autobahn. Wann – “
Die Verbindung brach ab. Ein Tunnel, dachte Elisa und wartete noch einen Moment. Kurz hörte sie die Stimme ihrer Mutter, verzerrte Aufregung, dann Rauschen.

„Wen hast du gestern zu Besuch gehabt?“ fragte Elisa nun doch und berührte leicht die Aknenarben an Armands Rücken. Sie sah sie nicht, aber sie kannte sie gut, diese Kraterlandschaft. Niemand hätte sie vermutet unter den feinen, seidenen Hemden, die Armand trug. Niemand hätte je an seiner Glattheit gezweifelt. „Einen Cellisten“ sagte er und hielt Elisas Hand fest, als sie sie zurückziehen wollte. „Mach weiter.“ Sie liess ihre Finger über die verwachsene Haut wandern.

„Einen Cellisten?“

„Einen Cellisten.“

Armand schloss die Augen und räkelte sich zufrieden. Später stand er auf und ging in der unbekümmerten Nacktheit, die Elisa so an ihm mochte, quer durch das Loft. Sie betrachtete ihn von Weitem. Auf der dunklen, unversehrten Haut seiner Schenkel war das weissliche Sperma eingetrocknet wie die archaische Bemalung eines Kriegers. Der Krieger legte mit spitzen Fingern eine CD ein. Erst war nur die sirrende Geschwindigkeit der Umdrehungen aus den hochempfindlichen Boxen zu hören, dann das Cello. Ein heftiger Strich, eine schwungvoll angedeutete Figur, dann die Wiederholung. Wieder und wieder.

Das Wort Endlosschleife kam Elisa in den Sinn, und Armand sagte: „Livesampling. Er sampelt ein Thema, während er es spielt, lässt es weiterlaufen, spielt ein neues drüber, sampelt es, lässt es weiterlaufen und so weiter.“

„Er spielt mit sich selbst“, sagte Elisa und Armand runzelte die Stirn. Meist missfiel ihm, was sie über die Musik sagte, mit der er sich beschäftigte.

Eine Weile lang hörten sie dem Cellisten zu, wie er mit seinen Loops einen wahren Babelturm errichtete, eine kakophonische Architektur, die auf Knopfdruck einstürzte. Es war Armand, der auf den Knopf drückte. Er steckte die CD in die unbeschriftete Hülle zurück und warf sie in die Umhängetasche, die offen neben der Stereoanlage stand. Später würde er in sein Tonstudio gehen und sich jeden einzelnen Loop noch einmal anhören, noch einmal und noch einmal. Dann würde er dieses Cello in einen passenden Klangkontext stellen.

„Ich möchte dir etwas zeigen“, rief Elisa aus dem Bett, „mit dem Auto keine Stunde stadtauswärts. Kommst du mit?“

„Ein ander Mal.“

Elisa dachte daran, wie sie der Wirtin im „Kreuz“ dasselbe geantwortet hatte, und dass man nie wusste, ob es ein ander Mal geben würde.

Sie fuhr langsam. Obwohl die Strasse Richtung Dorf nur leicht anstieg, ging der Regen allmählich in Schnee über, links und rechts lag er wie Puder auf den Brachen. Elisa dachte an das Lob ihres Vaters. Doch das Bauernsterben interessierte sie wirklich nicht, ihr Beitrag für das Ressort „Inland“ war ein ästhetisches, nicht ein politisches Statement gewesen. Die Bilder des scharfäugigen Kameramanns, dazu assortiert der O-Ton des Interviewten. Die Landschaft, berückend schön, und der Bauer, der sagt: „Wer pflegt sie, wenn nicht wir?“ Nahaufnahme, Wald in wässrigen Augen gespiegelt. Wunderbar. Elisa liebte solche plakativen Übereinstimmungen. Sie hätte auch die Widersprüche des Mannes thematisieren können, aber das wäre schwierig gewesen. Und hätte nicht halb so gut gewirkt. Wie er seine Eber kastrierte, ohne Narkose und ohne mit der Wimper zu zucken, das hatten sie nicht gefilmt. Das hatten die Tierschützer schon erledigt.

„Bei uns Frauen macht man auch nicht so ein Theater“, hatte die Bäuerin gesagt, „da wird ruckzuck der Damm durchgeschnitten, wenn die Kinder kommen. Und erst in Afrika! Da kommt schon vorher alles weg, und was eine Narkose ist, wissen sie dort nicht.“

Der Bauer hatte verlegen gelacht.

Da – das Turmhaus. Bei seinem Anblick vergass Elisa die Bauersleute und ihre Ferkel sofort. Und diesmal zögerte sie nicht. Sie parkte, stieg aus, schloss den Wagen ab und nahm den abschüssigen Weg hinab zu einem breiten Flussbett, das trocken lag. Sie balancierte über die Steine, grosse, rundgeschliffene Brocken, die an die Kraft des Wassers erinnerten, und erklomm auf der anderen Seite mühsam die Anhöhe, auf der das Haus stand. Sie fragte sich, ob es keinen anderen Zugang gäbe, als sie den Weg entdeckte, der vom Dorf her zu kommen schien und sich auf dem Vorplatz des Hauses verlor. Tafelartige

Schiefersteine lagen herum, einige noch ganz, die meisten zerbrochen. Abfälle. Ein paar Gartenstühle, deren Restgeflecht steif von den rostigen Rahmen abstand. Elisa schaute sich nur flüchtig um und näherte sich dem Haus. Eine breite Steintreppe, von schmiedeisernem Geländer flankiert, führte von zwei Seiten zur Haustür hinauf. Schief hing die Tür in den Angeln und Elisa wagte kaum zu klopfen, nachdem sie vergeblich eine Klingel gesucht hatte. Sie erschrak, als ihr sofort geöffnet wurde.

Teil II

Kapitel 8 und 10

8 Behelmt

„Ich war noch nie in Estland“ sagte die Estländerin und fingerte am Träger ihres Büstenhalters herum. „Meine Mutter kam 1944 hierher, gegen Ende des Krieges, als die Russen das Land besetzten. Sie kam allein mit mir, mein Vater war von den Deutschen ermordet worden. Zumindest hat sie mir das erzählt, ich erinnere mich nicht an ihn. Später hat sie nicht mehr von ihm gesprochen, weil sonst mein Stiefvater fuchsteufelswild wurde. Meine Mutter hat wieder geheiratet, einen Bauern. Sie hat geschuftet, bis sie tot umfiel. Da war sie noch jung. Mir passiert das nicht. Ich tue meine Pflicht, aber ich lasse mich nicht zu Tode schinden. Meine arme Mutter. Sie war so gut und so schön. Sie hat mich früh verlassen. Als sie begraben war, wurde ich schwanger. Ich war noch nicht volljährig. Eine Tochter. Ich habe erst geheiratet, als sie selbst längst verheiratet war. Und jetzt, wo ich 60 bin und das bisschen Geld, das ich zusammengespart habe, zur Bank bringen wollte, hat sie mich bestohlen. Sie hat auf mich gewartet auf der Strasse vor dem Dorf. Hat mich vom Fahrrad gestossen und mir die Handtasche mit dem Umschlag drin abgenommen. Einfach liegen lassen hat sie mich. Ist davongebraust mit ihrem Golf. Dummerweise hatte ich ihr erzählt, was ich an diesem Tag vorhatte. Und später hat sie von nichts mehr etwas gewusst.“

Die Estländerin hatte schnell gesprochen, monoton, ohne Emotionen. Jetzt schwieg sie, hielt den Kopf gesenkt. Ihr schwarzes Haar, wie ein Helm geschnitten, glänzte im winterlich fahlen Sonnenlicht, das durchs Küchenfenster fiel. Elisa fragte sich, ob dieses Haar gefärbt war. Sie wusste nichts zu sagen. Mit solcher Offenheit hatte sie nicht gerechnet. Die Estländerin hatte ihr gar keine Zeit gelassen, sich zu erklären, Fragen zu stellen. Elisa hatte sich an der Tür als Journalistin vorgestellt, die Frau hatte sie hereingebeten, in die Küche geführt und unaufgefordert ihre Biografie auf den Tisch gelegt. Jetzt ruhten ihre blassen Hände nebeneinander auf dem blank gescheuerten Holz. Der BH-

Träger, an dem sie die ganze Zeit herumgefingert hatte, hing ausgeleiert unter der kurzärmeligen Bluse hervor.

„Ist Ihnen nicht kalt?“ fragte Elisa, die in ihrem Rollkragenpullover fröstelte.

„Mir ist nie kalt“, sagte die Estländerin, „ich komme aus einem kalten Land.“

„Aber Sie sagten doch, Sie seien noch gar nie dort gewesen“, erwiderte Elisa, „möchten Sie gern einmal hinfahren?“

„Vielleicht. Jetzt, wo wir zu Europa gehören. Meine Mutter hätte das gefreut. Sie hat sich immer als Europäerin gefühlt. Sie hat die Russen nicht gemocht.“

„Und Sie? Als was fühlen Sie sich?“

Die Estländerin zog die Augenbrauen hoch: „Und Sie selber?“

Elisa überlegte kurz, dann erwiderte sie: „Ich fühle mich als Vertriebene.“

„Als Vertriebene?“

„Nun ja, ich bin aus der Gegend. Aber ich fühle mich hier nicht zuhause.“

„Darum geht es auch nicht. Es geht nur ums Überleben.“

„Überleben...“, echote Elisa, „da kann man ja gleich sterben.“

„Ich sterbe nicht, wenn andere es wollen“, sagte die Estländerin und hob das behelmte Haupt, „sondern erst, wenn ich es will.“

Das Schweigen breitete sich im Raum aus wie ein undurchdringlicher Nebel. Die Estländerin forderte Elisa nicht auf, zu gehen. Und Elisa blieb sitzen. Sie war sich nicht sicher, ob sie die Geschichte von der rücksichtslosen Räubertochter glauben sollte. Weshalb sollte eine – sie rechnete kurz nach – eine Frau um die Vierzig ihre alte Mutter auf derart dreiste Art ausnehmen? Nach einer zähen Weile stand die Frau auf und kochte Kaffee, stellte Elisa die Tasse wortlos hin. Sie tranken das starke Gebräu ohne Milch und Zucker.

Dann fragte die Gastgeberin: „Soll ich Ihnen etwas zeigen?“

Elisa nickte und folgte ihr hinaus. Der Hofhund, ein dicker Mischling, sprang an seiner Meisterin hoch. Sie kralte ihn hinter den Ohren. Auf einem Fenstersims stand eine mit Frischhaltefolie abgedeckte Schüssel an der Kälte.

„Kissel“, sagte die Estländerin im Vorbeigehen, „ein Pudding aus Kartoffelmehl. Hat meine Mutter immer gemacht.“

Elisa war froh, nicht kosten zu müssen; der Pudding sah gräulich und klumpig aus. Sie gingen rund ums Haus herum, der Hund blieb dicht an der Seite seiner Herrin. Der Garten lag nicht wie üblich vor, sondern hinter dem Haus, wie bei Polonsky. Doch dieser hier war viel grösser. Obwohl es Winter war, sah man ihm an, dass er schon bald wieder Gemüse und Blumen, Beeren und Obst hervorbringen würde. Sorgsam waren die einzelnen Furchen abgedeckt, Büsche und Niederstämme fachgerecht zurückgeschnitten, Komposterde und Mist ausgebracht, das Eis in der Regentonne aufgespitzt. In einem grossen Gewächshaus streckte das Wintergemüse sein blaugrünes Laub an Licht. Es war wärmer dort drinnen als in der Küche. Im hinteren Teil zeigte die Estländerin Elisa ihre Kräuterkulturen.

„Ich stelle Heilmittel her“, erklärte sie und ihre Stimme klang nun sehr viel engagierter.

„Dann kommen die Leute aus dem Dorf hier herauf zu Ihnen, wenn sie krank sind oder irgendein Leiden haben?“

Die Estländerin lacht kurz auf: „Ach was. Für die Leute im Dorf existiere ich nicht. Und selbst wenn sie kämen – ich würde sie nicht heilen. Ich heile nur Tiere.“ Bedauernd zuckte sie mit den Schultern: „Im Winter ist nicht viel los hier drin. Zur Zeit verwende ich vor allem getrocknete Kräuter. Aber Sie müssen einmal im Sommer kommen. Dann habe ich hier die reinste Apotheke.“

Wie eine dürre Staude stand die Frau in ihrem Reich. Sie lächelte nicht, aber in ihren kleinen schwarzen Augen blitzte für Sekunden Stolz auf. Vielleicht, dachte Elisa, war sie früher schön gewesen, auf eine spröde, kühle Art. Draussen blökte ein Schaf. Im Vorbeigehen hatte Elisa gesehen, dass die Ställe bewohnt waren: Schafe, Schweine, Hühner und Gänse, ein Pferd.

„Wo sind die Kühe?“ fragte sie.

„Im oberen Stall“, antwortete die Estländerin und deutete auf ein grosses Gebäude am Hang, „früher hatte er über hundert Stück, aber jetzt sind es nicht mehr viele.“

„Er?“

„Mein Mann.“

Elisa hatte den Bauern nirgends entdeckt. Aus irgendeinem Grund mochte sie die Frau nicht nach seinem Verbleib fragen. Vielleicht war er beim Bungee-Jumping?

„Ich habe von Ihrem Gletscherprojekt gehört“, sagte Elisa, „wir möchten ein Reportage darüber machen, und diese Woche die Testsprünge filmen. Ich...“

„Das geht mich nichts an“, unterbrach die Estländerin sie schroff. „Das ist der Plan meines Mannes. Und meiner Tochter. Damit habe ich nichts zu tun. Ein Hirngespinnst!“

Sie drängt Elisa hinaus aus dem Gewächshaus, blieb wie eine Wächterin davor stehen, den Hund bei Fuss, und griff sich an den bescheidenen Schmuck, den sie um den Hals trug. Elisa war sicher, dass in dem kleinen, aufklappbaren Anhänger, der an einem goldenen Kettchen hing, ein Bild der Mutter steckte.

„Wenn Sie wollen, können Sie hier warten“, sagte die Estländerin, jetzt wieder tonlos wie vorher am Küchentisch, „mein Mann kommt gleich.“

Dann ging sie ohne Gruss ins Haus zurück.

Elisa fühlte sich schlecht, als sie die Passstrasse hinunter Richtung Dorf fuhr. Hatte sie die Frau ausgehorcht? Nein, sie hatte ganz von selbst zu erzählen angefangen. Ihre eigenartige Stimme, so wandelbar wie ihre schnell wechselnden Stimmungen, hallte in Elisas Kopf nach. Das Gespräch mit dem Bauern hatte sie danach noch erledigt wie eine lästige Pflicht. Dabei war die Reportage der offizielle Grund, weshalb sie den Hof am Pass aufgesucht hatte. Die Estländerin hatte recht: Was für ein Hirngespinnst – Bungee-Jumping auf dem Gletscher. Elisa fragte sich, weshalb sie sich mit solchen Dingen herumschlagen musste. Musste sie?

Weit unter ihr kam jetzt der Stausee in Sicht. Grau lag er in seinem künstlichen Becken. Am Morgen, als sie über die Mauer gegangen war, war er noch blau gewesen. Erst jetzt bemerkte Elisa, dass die Sonne verschwunden war. Sie hatte die Estländerin nicht nach ihrem Namen gefragt. War es wichtig, zu wissen, wie sie hiess? Elisa hätte gern noch etwas über die Zeit erfahren, in der diese Frau im Turmhaus gewohnt hatte. Welches mochte ihr Zimmer gewesen sein? Das erste, fast leere mit dem abmontierten Kreuz?

Klick, klick. Und noch ein Klick. Auf dem Bildschirm eine nördliche Idylle: Wasser, Wald und Wolken. Der Peipuss-See trennt Estland von Russland, lernte Elisa, ein riesiger See, 35 555 Quadratkilometer gross, mit moorigen Ufern, von Birken und Nadelhölzern gesäumt. Ein weiteres Stück im Estland-Puzzle. Im Internet war übers Baltikum nur Fragmentarisches zu finden. Überhaupt war die Wirklichkeit, die man sich aus Internetinformationen zusammenbasteln konnte, fragmentiert. Als ob es keine Zusammenhänge gäbe. Aber die Weitwinkel-Bilder, die ein estnischer Fotograf von seinem Land gemacht hatte und nun in einer Cybergalerie präsentierte, diese Bilder lösten in Elisa eine ganz zielgerichtete Sehnsucht aus.

„Wissen Sie, wo Estland liegt?“ hatte sie Hanna Schönenberger gefragt, als sie auf dem Weg nachhause noch einen Imbiss im „Kreuz“ nahm.

„An der Ostsee.“

Elisa war überrascht gewesen. „Waren Sie schon mal dort?“

Hanna hatte gelacht: „Ich geh’ doch nicht freiwillig zu den Kommunisten!“

„Aber die sind doch schon seit Jahren weg. Dieses Kapitel ist abgeschlossen, heute ist dort alles ganz anders.“

„Trotzdem. Wenn ich Ferien mache, dann will ich es schön haben. Und warm. Letztes Jahr waren wir auf den Malediven. Das Essen war ausgezeichnet, fast wie hier.“

Hanna war aufgestanden und an den Nebentisch getreten, wo ein Gast Gerstensuppe bestellen wollte. Ein penetranter Geruch nach Geräuchtem hatte Elisa schliesslich aus der Gaststube vertrieben. Sie hatte sich die Menschen auf den Malediven vorgestellt, wie sie mit üppigen Blumenkränzen im Haar den Touristen Berge von alpenländischen Rauchwürsten servierten.

Jetzt sass sie in ihrer Wohnung bei offenem Fenster am Computer und genoss die kühle Luft, die von Fluss her zur ihr aufstieg und sie erfrischte. Ob Armand mitkäme nach Estland? Die Estländerin? Oder ihre eigene Mutter? Mit der war sie schon seit Ewigkeiten nicht mehr irgendwohin gereist. Was ja auch normal war. War es hingegen normal, dass eine 60jährige Frau noch an der Mutter selig hing wie ein Kleinkind? Elisa konnte sich die Estländerin nicht als Kind vorstellen. Aber auch von sich selbst hatte sie keine Kinderbilder im Kopf. Das hatte sie gemerkt, als sie mit Oskar und ihrem alten Puppenhaus gespielt hatte.

10 Gletschersprung

Der junge Mann schrie nur einmal. Laut und durchdringend. Durch Mark und Bein ging dieses Schreien, ein Brüllen schon fast, von Felswänden zurückgeworfen, deren Ränder in der nachmittäglichen Sonne flammend rot leuchteten. Die Kameraleute waren begeistert.

„Hallo Tarzan“, begrüßte Elisa den Jungen etwas später, als er mit einem Pappbecher dampfenden Tees zum Fernsehteam hintrat. Er schaute kein bisschen siegesbewusst oder auch nur verwegen; in seinen Augen loderte eine undefinierbare Furcht. Er lachte nicht.

„Tarzan“, murmelte er, „Tarzan hat sowas nicht erlebt.“

In langen Locken floss das Haar ihm über die Schultern, mit einem hellblauen Fleece-Stirnband aus dem ebenmässigen, von der Kälte geröteten Gesicht gehalten.

„Wie hübsch er ist“, dachte Elisa und ertappte sich beim Gedanken, ihn aufzutauen, ihm diese Furcht zu nehmen, die er immer wieder suchte.

„Ich springe, um das Fürchten zu lernen“, gab er zu Protokoll, als Elisa ihn nach der Teepause interviewte, „es gibt sonst nichts, das mir Angst macht.“

Während er dies sagte, schlicht und überzeugend, blickte er direkt in die Kamera, nicht zur Seite weg, wie so viele, die zum ersten Mal gefilmt wurden.

„Ein Naturtalent“, sagte Elisa zu ihren Kollegen, während diese sich bereit machten, einen weiteren Sprung zu filmen. „Ich brauche ihn dann am Schluss noch mal.“

Auch der Chef, zur Überraschung des ganzen Teams eigens angereist, war zufrieden. In einer viel zu dünnen Regenjacke wagte er sich nach den Testsprüngen an den Rand der abgesperrten Gletscherspalte vor. Die bläulich schimmernde Tiefe, für die Aufnahmen mit einem Arsenal von Scheinwerfern beleuchtet, schien ihn zu faszinieren. Er blickt hinunter, dann hinauf zum Sprungturm und schüttelte beeindruckt den Kopf. „Der würde sich nie trauen“, dachte Elisa verächtlich. Im selben Moment tadelte sie sich – als ob so ein Sprung ins Nichts, sicher festgemacht an einem Gummiseil, eine Leistung wäre! Ob es in Bosnien Bungee-Jumping gab? Kaum. Dort berichtete das Fernsehen wohl auch von anderen, existentielleren Dingen. „Wir hingegen“, dachte Elisa, „wir müssen nur noch unterhalten.“

Als hätte er ihre Gedanken erraten, trat Tom zu ihr hin und sagte: „Super Geschichte. Dazu bringen wir noch etwas Dienstleistung. Kannst Du sämtliche neuen Wintersportangebote dieser Saison zusammentragen? Ich lasse dir am Montag den Volontär schicken, der soll dir helfen.“

„Dienstleistung“, schnaubte Elisa ärgerlich. „Dienstleistung an der verblödenen Freizeitgesellschaft, das ist es, was wir machen. Ich frage mich manchmal –“

„Was denn, was denn?“ unterbrach Tom sie. „Meine liebe Elisa, das Leben ist schön. Sei doch nicht immer so miesepetrig. Soll ich dir etwas Nachhilfe ge-“

ben?“ Er brachte sein Gesicht so nahe an ihres heran, dass sie seinen Atem riechen und die geplatzten Äderchen im gelblichen Weiss seiner Augen sehen konnte. „Lektion eins: Spass darf sein. Lektion zwei...“

„...sei still!“, zischte Elisa.

Tom grinste. „Lektion zwei...“

„Hör auf!“ rief Elisa jetzt laut. Ihre Stimme überschlug sich, und alle sahen zu ihnen hin. Einer der Kameramänner löste sich aus der Gruppe beim Bus, fasste den Bungee-Jumper am Arm und kam mit ihm herüber.

„Wenn ihr noch ein paar Worte wechseln wollt“, sagte er und blickte zwischen dem Jungen und Elisa hin und her, „dann müsst ihr euch beeilen. Zeit, zusammenzupacken, es wird schon dunkel. Was meinst du, Chef?“

„Hast recht, es wird langsam kalt.“ Selten sprach Tom mit den Technikern, sie waren bloss „Personal“ für ihn. Jetzt gab er sich geradezu kollegial und fragte den Kameramann nach seinem Namen.

„Raffi“, sagte der und verbesserte sich sogleich, „Raffael Meister.“

Tom klopfte ihm auf die Schulter und verschwand Richtung Bus.

Als alles in Position war, begann Elisa ihr Interview mit Tarzan fortzusetzen. Der Junge gab wieder bereitwillig Auskunft, auch auf suggestive Fragen. Ohne Mühe entlockt Elisa ihm genau das, was sie von ihm hören wollte. Zum Schluss fragte sie:

„Können Sie sich ein Leben ohne den Kick am Seil noch vorstellen?“

„Äh...“ stockte Tarzan und runzelte die Stirn, „wie meinen Sie das?“

„Er ist wohl doch nicht der Schlauste“, dachte Elisa und winkte ab. Sie gab dem Kameramann und dem Tonmann ein Zeichen. Sie hatten mehr als genug im Kasten, und mit einer knackigen Anmoderation war der Beitrag perfekt. Elisa sah einzelne Sequenzen schon vor sich. Natürlich hatte sie Afra gebucht; mit deren sicheren Schnitten würde das Ganze ein kleines Glanzstück werden. Seltsam, die Gletschergeschichte begann ihr richtig Spass zu machen. Wenn nur Tom das nicht mitbekam.

Als Elisa schon in den Bus steigen wollte – alles war abgeräumt, verstaut, das ganze Team startbereit – sah sie etwas abseits die Estländerin und ihren Mann, den Passbauern stehen. „Fahrt ohne mich“, sagte sie und deutete zu den beiden dick vermummten Gestalten, „ich muss noch etwas bereden.“

Die Kollegen wollten vor der Rückfahrt in die Stadt im „Kreuz“ essen gehen und Elisa versicherte, sie werde nachkommen. Wie genau, überlegte sie sich nicht; zu Fuss der kurvenreichen Strasse entlang war es recht weit bis hinunter ins Dorf. Als der Bus losgefahren war, ging Elisa zur Estländerin hinüber und streckte ihr die Hand hin. Der Bauer war davongegangen, ohne Notiz von ihr zu nehmen, obwohl sie tags zuvor in seiner Küche gesessen und eine gute Stunde lang mit ihm über das Gletscher-Projekt gesprochen hatten. Im Gegensatz zu Tarzan hatte er kein einziges Mal in die Kamera geblickt und hatte es auch nach mehrmaliger Aufforderung des Kameramanns nicht länger als ein,

zwei Sekunden hinbekommen. Jetzt begann er, sich am Motor seines Geländewagens zu schaffen zu machen.

„Schöner Unsinn“, murrte die Estländerin und hob das Kinn Richtung Sprungturm. Ihren schwarzen Haarhelm hatte sie unter einer Strickmütze versteckt.

„Haben Sie Leila Kasic gekannt?“ fragte Elisa ohne Umschweife.

„Natürlich“, antwortete die Estländerin ohne zu zögern, „sie hatte ihr Zimmer gleich neben mir, unten bei Lina.“ Sie nickte, wie um etwas zu bestätigen, das längst verblasst und schon fast nicht mehr wahr war.

Elisa hakte nach: „Und?“

„Leila sprach nicht viel, sie konnte kaum Deutsch. Wir haben uns alle unser Leben erzählt. Sie nicht. Nur im Schlaf hat sie oft gesprochen, in ihrer eigenen Sprache.“

„Sie hat bestimmt Schreckliches durchgemacht.“

Die Estländerin schwieg. „Einmal hat sie geschrien, mitten in der Nacht“, sagte sie nach einer Weile. „Das war so fürchterlich, dass wir alle nicht mehr einschlafen konnten.“

„Alle –“, fragte Elisa, „wer war denn noch dort?“

„Niemand“, sagte die Estländerin mit einem Mal wieder ganz barsch, „niemand, der interessant wäre für Sie.“

Jetzt winkte der Bauer. Er hatte die Motorhaube wieder geschlossen, der Motor lief und die Gase quollen wie Trockeneis aus dem Auspuff, rot beleuchtet von den Rücklichtern. Die Estländerin eilte der Strasse zu und der Bauer winkte auch Elisa zu sich heran.

„Ich fahre Sie schnell runter“, sagte er, als sie ausser Atem beim Auto anlangte.

Dankbar setzte Elisa sich auf den Rücksitz. Sie trug gutes Schuhwerk und wäre ganz gern zu Fuss gegangen, auch wenn sie dann wohl ihre Kollegen verpasst hätte. Vielleicht wäre sie noch ein Weilchen im Haus geblieben. In Polonskys Haus. Linas Haus. Ihrem Haus. Während sie langsam die vereiste Strasse hinunterkrochen, der Bauer und seine Frau in kühles Schweigen gehüllt, dachte Elisa, dass sie nicht dankbar zu sein brauchte. Sie würde dem Bauern viel Publicity bringen mit ihrem Beitrag über die neue Anlage auf dem Gletscher. Er war es, der dankbar zu sein hatte.

Zuhause war – nichts. Armand war fort. Die Nacht stieg schon aus dem Fluss auf. Elisa liess die Rolläden herunter und setzte sich an ihren Computer. (...)

Teil III

Kapitel 15 und 17

15 Chirimoya

Der Garten schoss ins Kraut. Wucherte wild in alle Richtungen. Die reinste Anarchie, dachte Elisa. März war vorbei, der April ein tagtäglich bekräftigter Sommerauftakt. Mild und warm, ungewöhnlich beständig. Wobei: Schon länger war der April nicht mehr launisch. Der Winter nicht mehr kalt, der mittelländische Sommer mediterran lang. Und der Herbst – der Herbst schaffte es nicht mehr, den Bäumen alle Blätter aus der Krone zu holen. Manche vom letzten Jahr hingen noch immer zwischen den jungen Trieben. Elisa ärgerte sich über ihren Gedanken, dass es früher besser gewesen sei. Hatte sie nicht immer jene verachtet, die chronisch am Alten hingen und sich dem Neuen erst öffnen konnten, wenn es schon wieder vorbei war?

Der Garten hinter dem Haus kam ihr vor wie ihr eigenes Leben: unordentlich, ausser Kontrolle geraten. Mit ihrem Chef hatte sie sich vollends überworfen; aus der Produktion der Clubserie war sie nach ihrem ersten Beitrag über Berlin ausgestiegen. Sie hatte nicht gebracht, was man von ihr erwartete. Auch Armand war enttäuscht gewesen. Er ging ganz und gar auf in seinem DJ-Job, lebte jetzt mit einem Cellisten zusammen, von dem Elisa nicht wusste, nicht wissen wollte, ob es der von zuhause war – der Livesampler, den Armand damals zu Gast hatte, als sie nach ihrem ersten Besuch im Turmhaus bei ihm vorbeischauen wollte. Vielleicht war der Cellist Armand nach Berlin gefolgt? Oder Armand hatte ihn eingeladen, wie er auch sie eingeladen hatte – ohne verbindlich zu werden. Mit ihr hatte er allerdings nie ein gemeinsames Logis bewohnt. Und sie? Hatte sie die Beziehung zu Armand wirklich ernst genommen? Nein. Sie hatte sich in seiner Unverbindlichkeit eingerichtet, die auch ihre eigene war, hatte ihn gar bestärkt darin. Trotzdem war ihr der Abschied schwer gefallen. Sie wusste, dass sie etwas vermissen würde. Nicht Armand selbst vielleicht, aber diese gewisse Unschuld, die er sich mit seiner Unverbindlichkeit bewahrte und die auch auf sie abgestrahlt hatte wie der Glanz einer fernen, ungefährlichen Sonne. Elisa fühlte sich leer und zerschlagen, als ob jemand ihre Knochen vertauscht hätte.

„Es liegt nicht an dir“, hatte Afra sie zu trösten versucht, „wenn er doch schwul ist!“ Aber Elisa wusste, dass das nicht stimmte, dass Armand nicht einfach schwul war – und nicht nur schwul. Unmöglich konnte er seine Lust, seine vollkommene Hingabe vorgetäuscht haben. Einmal, ganz am Anfang ihrer Beziehung, hatten sie sich darüber unterhalten. Elisa begann zu weinen. Nach all der gemeinsamen Zeit kannte sie ihn nicht, wusste nicht, wer er war. Das schöne Bild, das sie sich von ihm gemacht hatte, hatte ihr genügt – als ob sie sich mit seinen Hemden statt seiner Haut begnügt hätte. Sie fühlte sich schuldig. Seit wann war sie schuldig? War sie schon immer so gewesen, so – oberflächlich? Distanz war ihr lieber als Nähe. Schon als Schulmädchen hatte sie Brieffreundschaften dem viel unmittelbareren Kontakt mit Klassenkameradinnen vorgezogen. Eine „beste Freundin“ hatte sie nie gehabt. Die Vertrau-

lichkeit zwischen diesen „besten Freundinnen“, ihre besitzergreifende, alles andere ausschliessende Zweisamkeit hatte sie abgestossen. Sie dachte an Afra. War das eine Freundin? Sie dachte an ihre Mutter, an deren sorgfältig kultivierte Distanziertheit. War sie die Ursache für ihre Unfähigkeit zur Nähe? „Mütter sind immer an allem schuld, das ist so praktisch“, sagte sie sich und verwarf auch diesen Gedanken. Die Schuldfrage, sie wusste es, würde ungeklärt bleiben. Und vielleicht war es auch nicht wichtig, eine Antwort darauf zu finden. Vielleicht ging es nur darum, nach neuen Wegen zu suchen, wenn die alten immer wieder in dieselbe Sackgasse führten.

Elisa war drei Tage in Berlin geblieben. Zwischendurch hatte sie Spaziergänge gemacht, war mit einem alten Stadtplan der Mauer gefolgt, die es nicht mehr gab, und deren einstiger Verlauf sich doch wie ein Riss durch die Stadt zog. Sie fühlte sich der Stadt verwandt, spürte sich in dem Masse auseinander fallen, wie Berlin zusammenzuwachsen schien. Oder täuschte sie sich? In der deutschdeutschen Stadt, in sich selbst? Manchmal war sie froh gewesen um Raffaels Gesellschaft. Und dann war sie ebenso froh, als er sich vorzeitig auf den Heimweg machte, allein. Kein Wort war zwischen ihnen gefallen über die Hinfahrt zu zweit in einer einzigen, engen Koje.

Sie fror, zog die Jacke enger. Im Haus war es kühl, aus den dicken Mauern war der Winter noch nicht ganz gewichen. Das Feuerholz war aufgebraucht, der Gartentisch als Esstisch draussen in Betrieb und drinnen der Computer – defekt. An Tagen, an denen Elisa nicht im Fernsehstudio arbeitete und ungeduldig alle fünf Minuten in ihre Mailbox klickte, fuhr sie über den Pass in den nächstgrösseren Ort des benachbarten Tals und suchte das Internetcafé auf, um nach Post von Stern zu schauen. Doch er schrieb nicht mehr. Er schwieg, ohne sie darauf vorbereitet zu haben. Hatte sie kalt erwischt. Es schmerzte wie der erste Liebeskummer, der mächtig über sein wehrloses Opfer herfällt, es verätzte Elisas Eingeweide, sodass sie mitunter ein Stechen im Herzen spürte, eine plötzliche Verkrampfung in der Magengegend, und zusammenzuckte.

„Aber sonst geht es mir gut“, rief sie in Richtung Garten, ein kläglicher Versuch, sich über die eigene Befindlichkeit lustig zu machen und dem flüchtigen Phantom aus dem Netz Paroli zu bieten.

„Das freut mich.“

Elisa fuhr herum. Sie trat aus der Tür auf den Gang hinaus. Unten an der Treppe stand Polonsky. Er lächelte schräg.

„Ich komme direkt vom Zahnarzt“, sagte er und zeigte auf seinen herunterhängenden Mundwinkel, „die Spritze ist noch wirksam.“

Elisa sagte nichts. Sie schaute nur. Sie sah, wie der Riese den Raum ausfüllte. Ihren Raum. Wie er diesen Raum wieder in Anspruch nahm. Sie fühlte sich klein.

„Hast du Hunger?“ fragte er, zog eine lange Baguette aus seinem Rucksack und dann noch eine unförmige grüne Frucht mit bräunlich verfärbten Schuppen. Er wog sie in der Hand. „Darf ich vorstellen? Chirimoya. Eigenhändig importiert, garantiert biologisch angebaut, angemessen bezahlt.“ Er lallte ein bisschen, wegen der Spritze.

„Du solltest Werbespots drehen“, spottete Elisa, „eine Firma gründen für politisch korrektes Marketing!“

„Warum nicht?“ antwortete Polonsky. „Ich freue mich nicht besonders darauf, fürs Sommerhalbjahr wieder Gelegenheitsjobs suchen zu müssen.“

„Jetzt sollte ich nachfragen“, dachte Elisa, sonst würde Polonsky ihr so fremd bleiben wie Armand, wie alle Menschen, mit denen sie näher – näher, ja! – zu tun hatte. „Warum tust du es dann?“ fragte sie. „Warum gibst du dich mit Gelegenheitsjobs zufrieden, wo du doch... gebildet bist?“ Sie dachte an Polonskys Bibliothek und wurde noch konkreter: „Hast du keinen richtigen Beruf?“

Er stutzte. „Doch!“ meinte er dann. „Ursprünglich bin ich Geograf. Und später habe ich noch Forstwirtschaft studiert. Hab sogar eine Weil lang unterrichtet.“

„Und dann?“

„Dann –“ er blickte ihr ins Gesicht. „Warum willst du das alles wissen?“

„Weil es mich interessiert“, antwortete sie, „weil du mich interessierst.“ Erstaunlich, wie einfach es war, so etwas Direktes, Persönliches zu ihm zu sagen.

Polonsky lächelte, noch immer etwas schief. „Du mich auch“, sagte er und blieb ihr die Antwort schuldig. Wie er sie ansah. So erwartungsvoll. Sie fühlte sich bedrängt. Und so sehr sie seine Anwesenheit in den letzten Monaten immer wieder herbei gesehnt hatte, so unangenehm war sie ihr jetzt. Er nahm ihr ihren Platz weg, ihre Zuflucht, vor der Zeit. Vor der Zeit? Was für eine Zeit war das, die sie hier absass in diesem selbstgewählten Exil? Initiationszeit. Sie dachte an ihr erstes Essen mit Polonsky in diesem alten Haus, vor einem halben Jahr. War es wirklich erst vor einem halben Jahr gewesen?

Diesmal gab ihr Polonsky das grössere Stück Brot. „Du bist dünn“, bemerkte er mit vollem Mund.

„Und du“, entgegnete sie, „hast schlechte Manieren mitgebracht.“

Er lachte. „Man passt sich an. Dort wie hier. Aber ich werde mir Mühe geben, Señorita. Hast du vielleicht Bier da?“

Elisa fiel auf, dass Polonsky sie ansprach, wie Raffael vor Kurzem im Nachtzug: Señorita. Mademoiselle. War sie so zickig?

Sie blieben beim „Du“, als hätte dieses halbe Jahr Distanz auf wundersame Weise Nähe erzeugt, und unterhielten sich noch lange. Danach inspizierten sie den verwilderten Garten, den vom letzten Schnee noch sumpfigen Vorplatz und die Haustür, die inzwischen so schief in den Angeln hing, dass man sie kaum noch richtig öffnen und schliessen konnte.

„Sieht nach Arbeit aus“, seufzte Polonsky und wischte sich imaginären Schweiß von der Stirn. Doch es war ihm anzuhören, dass er sich auf diese Arbeit freute.

Elisa erwiderte nichts darauf, bis er herausfordernd fragte: „Was meinst du?“

„Zuerst die Tür“, entschied sie. Polonsky nickte, setzte sich auf die Treppe in die Sonne und schnitt die Chirimoya auf. Sie schmeckte süß, mit einer Ahnung von Fäulnis.

17 Wendekraut

„Hallo! Was für eine Überraschung!“ Francesca Jaberg freute sich sehr, als ihre Tochter vor der Tür stand, doch sie bemühte sich, nicht zu zeigen, wie sehr. Seit Elisa nicht mehr in der Stadt wohnte, bekam man sie seltener zu Gesicht. „Ich musste meinen Computer von der Reparatur abholen, ganz in der Nähe hier, und da dachte ich –“

Francesca liess sie nicht ausreden, zog sie in die Wohnung und gleich weiter in die Küche, die wie immer einem blitzenden Labor glich. Sie setzte Teewasser auf und bot Rhabarberkuchen an, „frisch aus dem Ofen“. Wie ein Schachbrett sah der Kuchen auf der grossen Platte aus; die einzelnen, quadratisch geschnittenen Fruchtstücke waren alternierend rot und grün und in den benachbarten Reihen versetzt arrangiert.

„Er ist viel zu schön, um angeschnitten zu werden!“ wehrte Elisa ab. Das gehörte zum Ritual.

Franca zückte das blanke Küchenmesser: „Aber es ist Zeit fürs Abendessen. Paul bleibt heute weg – du kommst gerade recht, um mir Gesellschaft zu leisten.“ Sie mass Elisa ein grosses, sich selbst ein viel kleineres Stück zu. Es schmeckte nicht zu süß und nicht zu sauer.

„Perfekt“, lobte Elisa. Perfektion, dachte sie bei sich, war die Tarnung ihrer Mutter. Sie war unangreifbar, weil sie immer alles richtig machte. Absolut richtig.

Elisa erzählte, dass sie eigenen Rhabarber in ihrem Garten habe, ob sie Francesca bei Gelegenheit ein paar Stängel mitbringen solle?

„Da musst du dich aber beeilen, nach dem Einundzwanzigsten sind sie ungeniessbar.“

„Wie, nach dem Einundzwanzigsten?“

„Rhabarber ist ein Wendekraut und muss vor der Sommersonnenwende geerntet werden, vor dem 21. Juni. Danach entwickelt die Pflanze toxische Säuren. Nicht gewusst?“

Elisa schüttelte den Kopf. „Ich muss wohl noch viel lernen, bis ich mich selbst versorgen kann!“ Sie lachte. „Aber du hast doch auch nie einen Garten gehabt. Woher weisst du solche Dinge?“

„Die Nonna hat mich in ihre Geheimnisse eingeweiht, als ich noch klein war“, antwortete Francesca, „nur mich, die Brüder nicht. Und ich war so stolz darauf, dass ich nie etwas davon vergessen habe.“

Sie tauschten Erinnerungen an die Grossmutter aus, setzten sich ins Wohnzimmer und blätterten gar noch in einem alten Fotoalbum – etwas, das sie seit Jahren nicht mehr getan hatten, vielleicht überhaupt noch nie. Es war gemütlicher als sonst bei Jabergs und als Elisa sich verabschiedete, nahm sie sich vor, nicht mehr so lange zu warten bis zum nächsten Besuch. Eines Tages, so hoffte sie, würde die Mutter ihr erzählen, was gewesen war, bevor sie, Elisa, das Licht der Welt erblickt hatte.

Sie fuhr schnell stadtauswärts. Summte vor sich hin. Durchs offene Fenster strömte ein Sommernachtstraum herein, an entfernten Bergspitzen hingen noch Reste vom Abendrot. Sie freute sich darauf, nachhause zu kommen. Vielleicht würde sich doch noch alles klären, zum Guten wenden?

Nein! Sie schüttelte sich, schüttelte diese unsinnige Hoffnung ab und stellte das Radio ein. Nachrichten. Sie hörte genau hin, verglich die knapp aufbereiteten Meldungen mit denen, die sie selbst an diesem Tag auf Trab gehalten hatten. Ein langer Arbeitstag war es gewesen, doch auf der Nachrichtenredaktion war es ihr wohl. Immer schon hatte Elisa einzelne, meist lokale Beiträge für diese Abteilung realisiert. Aber ihr Stammplatz, das hatte sie selbst so definiert, war das Ressort „Kultur & Unterhaltung“ gewesen. Sie wolle sich mit „den schönen Dingen im Leben“ beschäftigen, antwortete sie immer, wenn ihr Vater sie fragte, ob sie sich nicht allmählich ernsthafteren Themen zuwenden möchte. Dass sie in ihren Beiträgen mehr und mehr auch die Kehrseiten dieser „schönen Dinge“ ans Licht gebracht hatte, war ihr erst bewusst geworden, als sie damit aneckte. Rüffel kassierte. Ein kritischer Ansatz sei fehl am Platz, wo die Leute unterhalten werden wollten, hatte Tom ihr unlängst erklärt. Ob Unterhaltung also grundsätzlich dumm zu sein habe, hatte sie zurückgefragt. Und er, er hatte laut gelacht wie über einen guten Witz.

Vorbei. Inzwischen hatte sie in die Nachrichtenredaktion gewechselt – hauptsächlich, um Tom zu entkommen. Aber auch, weil sie keine Lust mehr verspürte, sich am happy Lifestyle-Ringelreihen zu beteiligen, das die Auseinandersetzung mit Kultur mehr und mehr verdrängte. Auf den Abgang eines bewährten Kollegen, der als Korrespondent nach London gezogen war, hatte Elisa sofort reagiert und sich intern beworben. Afra hatte ihr zu dem Entschluss gratuliert und ihr nach positivem Bescheid weiterhin ihre professionelle Treue zugesichert. Zum Glück arbeitete das technische Personal ressortübergreifend. Elisa hätte auf Afras stilsicheres Handwerk nur ungern verzichtet. (...)

Ein Klopfen an der Scheibe riss sie aus ihren Gedanken.
„Willst du hier drin übernachten?“ rief Polonsky.

Elisa zog den Zündschlüssel ab und stieg aus.

Er musterte sie. „Müde?“

Sie nickte und ging voraus zum Haus. Als sie sich noch einmal umdrehte, um sicher zu gehen, dass sie die Autotür nicht hatte offen stehen lassen, stützte sie. Über dem Dorf lag ein heller Glanz, unruhig, flackernd. Elisa kniff die Augen zusammen. Dichtes Rauchgewölk hatte sich über den Häusern zusammengeballt. Plötzlich roch sie es. Feuer. Es brannte, das Dorf brannte. Sie packte Polonsky am Arm, er drehte sich um und spähte hinüber.

„Komm!“ rief er Sekundenbruchteile später und zog Elisa mit sich zum Auto. Sie warfen sich hinein, Elisa startete den Motor, wendete und gab Gas. Viel zu schnell bretterten sie über den Schotterweg dorfwärts, es holperte und einmal – Elisa hatte vergessen, dem grossen Schlagloch kurz vor der Brücke auszuweichen – schlugen sie mit den Köpfen an die Decke des Wagens. Bei der Brücke bremste Elisa abrupt ab. Als sie ausstiegen, verschlug ihnen beissender Gestank den Atem. Augenblicklich hüllte dichter Rauch sie ein, fett und giftig. Überall Rauch, Flammen waren nicht zu sehen, Menschen auch nicht. Doch Elisa spürte die Hitze, hörte laute Rufe zwischen knackendem Gebälk, ein Heulen wie von einem Sturm, das eigene, erstickte Husten. Dann Martinshörner und ein ohrenbetäubender Lärm, der rasch näher kam.

„Sie sind am Löschen“, schrie Polonsky ihr zu und blieb mitten auf der Brücke stehen. Jetzt sah sie es auch, aus triefenden Augen: In Schwällen schlug das Wasser den Rauch zu Boden, kurz waren die Scheinwerfer eines Feuerwehrowagens zu sehen.

„Sie haben Wasserwerfer“, schrie Polonsky. Sie hörte ihn kaum, klammerte sich an seinem Arm fest. Wasserwerfer? In der Stadt setzte man die bei Demonstrationen ein, gegen Menschen. Menschen?

„Wir können nichts tun!“ brüllte Elisa Polonsky zu, sie hustete und hustete und wollte ihn fortziehen, zurück zum Auto. Doch er riss sich los und rannte dem Chaos entgegen. Elisa verlor ihn im dichten Rauch augenblicklich aus den Augen. Sie lief zu ihrem Wagen und verkroch sich in seinem Innern, wo sie wieder atmen konnte. Sie sass und atmete, das Gesicht in den Händen vergraben. Sie wagte nicht, aufzusehen, vergass die Zeit. Sie wartete, gelähmt vor Schreck. Irgendwann drehte sie den Zündschlüssel im Schloss und fuhr zurück zum Haus.

Es war ein komisches Gefühl, in dieser Nacht das Feuer im Kachelofen anzufachen. Es war Sommer, doch Elisa fror. Sie schlotterte und schmiegte sich an die Kacheln, die wochenlang kalt gewesen waren und nicht richtig warm werden wollten. Viel Holz war auch nicht mehr da.

Polonsky sass am Tisch. Nach einer Weile drehte er sich zu ihr um. Sein Gesicht war fast schwarz, sein Haar voller Asche.

„Beruhige dich“, sagte er mit rauer Stimme. Hustete. Einmal. Zweimal. „Es ist niemand verletzt worden. Nur Sachschaden. Halb so schlimm. Das Feuer wur-

de dort gelegt, wo wir waren, in der Schreinerei bei der Brücke. Weiter unten, wo die Wohnhäuser stehen, hatten sie es sofort im Griff.“

„Das Feuer wurde gelegt? Woher weiss man das? “

„Was ich gehört habe, verdächtigen sie diese – diese Estländerin.“ Er hustete wieder. „Sie soll verschwunden sein. Und ihr Mann, der Bauer oben am Horn, soll fast verbrannt sein in seinem Haus. Sagen sie.“ Polonsky fuhr sich mit der Hand übers Gesicht.

„Hast du ihn gesehen?“

„Nein. Ich habe überall ein bisschen angepackt, aber es war alles voller Rauch. Ich –“

Elisa hustete.

„Ich bin froh, dass dir nichts passiert ist“, wiederholte Polonsky.

„Das *uns* nichts passiert ist.“ Sie stand auf, um sich ein Glas Wasser zu holen. Unter der Spüle standen drei grosse Plastikkanister. Elisa hob einen in die Höhe: „Was ist das?“

„Das“, sagte Polonsky, „ist ein Benzinkanister.“ Er erhob sich und kam zu ihr hinter die Theke. „Die Dinger standen vor dem Haus, als ich zurückkam, schön aufgereiht. Und das –“ er griff sich in die Hosentasche, „lag obenauf.“

Elisa nahm das goldene Kettchen aus seiner schmutzigen Hand. Der Anhänger war offen. Sie trat in den Lichtkegel der Deckenlampe und betrachtete die winzige Fotografie einer jungen Frau, deren schwarz glänzendes, akkurat auf Kinnlänge geschnittenes Haar halb von einem glitzernden Schleier bedeckt war. Kein Zweifel: Es war ein Hochzeitsfoto. Und die Ähnlichkeit war offensichtlich, vom koketten Lächeln der jungen Frau abgesehen. Elisa klappte das goldene Gehäuse zu und schloss fest die Hand darum. „Dann war sie es wirklich...“ murmelte sie.

„Lass uns schlafen gehen“, erwiderte Polonsky.

„Sie war hier... sie – warum? Ich verstehe das nicht.“

Polonsky trat auf Elisa zu und streckte die Hand nach ihrem Gesicht aus, doch dann sah er, wie schmutzig sie war und zog sie zurück. „Morgen“, sagte er aufmunternd, als ob er einem Kind einen Sonntagsausflug in Aussicht stellte, „morgen gehen wir rüber und schauen uns die Sache an. Beim Aufräumen werden alle verfügbaren Hände gebraucht.“

Elisa nickte und fragte sich, wo die Estländerin in diesem Moment sein mochte.